

**Geschichte ist in, fester Bestandteil im Kalkül der Verlage und im Programm ehrgeiziger Kulturintendanten, die ihre Nase im Wind haben. Selbst Politiker versprechen sich wieder etwas von Geschichte. Ein Essay von Thomas Meier.**

# **GESCHICHTEN UM GESCHICHTE**

Auch wenn man die Dinge nüchtern betrachtet und beispielsweise vermeidet, gleich von einer Geschichtswelle zu sprechen: Historie übt momentan ganz offensichtlich eine Anziehungskraft aus wie schon lange nicht mehr.

Davon künden etwa die Auslagen von Buchhandlungen, wo die Schriften eines Teils der von Klio geküssten Jüngerschaft beträchtlichen und prominenten Raum einnehmen. Ferner greifen öffentliche Hände für ihre jahrzehntelang vergammelnden und mässig besuchten Tempel tief in die Taschen ihrer Bürger. Es wird herausgeputzt, geplant, aus dem Boden gestampft; der Andrang ist gross. Kaum eine Kommune, die sich nicht eines historischen Museums oder wenigstens einer historischen Ausstellung rühmen möchte in einer Zeit, wo es fast Mode geworden ist, der Vergangenheit Tribut zu zollen. (Dass hier ausgerechnet Zü-

rich in seiner altväterischen Fixierung auf die klassische Kulturtangente Tonhalle-Opernhaus-Schauspielhaus absichtslos steht, wundert hierzulande niemanden und bestätigt als Ausnahme nur die Regel.) Das Interesse an Geschichte scheint allgemein genug zu sein, dass Rundfunk- und Fernsehanstalten Historisch-Dokumentarisches selbst in den Stunden mit höchsten Einschaltquoten gleich serienweise zu verbreiten wagen. Das Bedürfnis ist zweifelsfrei gross. Manchmal wird damit aber auch etwas übertrieben, zum Beispiel wenn in Kreisen der «Historikerwerkstätten» in Anlehnung an das Wanderpredigertum einerseits, an ein chinesisches Konzept der medizinischen Versorgung andererseits die Ausbildung und Ausendung von «Barfusshistorikern» erwogen wird, sozusagen um das Geschichtsdefizit einer entsprechend bedürftigen Bevölkerung vor Ort abzubauen zu helfen.

Das Spektrum der Gefässe gegenwärtiger Inszenierung von Geschichte umfasst beinahe alles, was unter den Bedingungen der modernen Mediengesellschaft überhaupt zur Verfügung steht. Begreiflich, wenn viele Historikerinnen und Historiker, die ohnehin immer mehr werden, die ersehnte Chance wittern, sich nützlich machen zu können, und sich mit den besten Absichten einer streng erzogenen Priesterschar in eine Geschäftigkeit stürzen, die endlich auch ins Geschäft anderer passt. Was sich vom elfenbeinernen Sprungturm aus wie der heute in auffälliger Weise empfohlene und selbst verordnete Sprung ins kalte Wasser der sogenannten Realität ausnimmt, könnte leicht zum Genickbruch führen.

«Roots» hiess eine amerikanische Filmserie, welche vor Jahren die halbe westliche Welt gebannt verfolgte. «Roots» sollte erst recht zum elektrisierenden Zauberwort werden, als Ende der siebziger Jahre der sogenannte Zeitgeist lautstark den definitiven Anbruch der *Postmoderne* verkündete und die Restbestände an positiven Gesellschaftsutopien den Archiven anvertraute. Unter dem Eindruck der bestehenden und sich abzeichnenden erdrückenden Realitäten schien Zukunft fortan nur noch in Negativitäten denkbar, wenn überhaupt; schleichend erfassten Ratlosigkeit und «no future»-Syndrom schliesslich fast die letzten, der intellektuellen Naivität bezichtigten Reihen. Verständlich, dass im Vakuum, welches der Gegenwart durch die Verabschiedung von zukunftsorientierten Utopien beschert wurde, die Tradition an Gewicht für die problematisch gewordene Gegenwartssituation zugenommen hat. Hier, in dieser krisenhaften Zeitstimmung, gründet zweifellos das seit einigen Jahren konstatabare wachsende Interesse breiter Bevölkerungskreise an Geschichte. Erinnern mag man sich offenbar dann besonders intensiv, wenn man in die Leere stürzt. Die wehmütige Aneignung der Vergangenheit wendet den stieren Blick mehr oder weniger erfolgreich ab vom Abgrund der unerträglichen Realitäten, an dessen Rand man sich hingestellt sieht.

In der Freilegung der im Erdreich liegenden Wurzeln bricht sich das Bedürfnis nach Geschichte Bahn. (Nebenbei bemerkt, feiert auch die Archäologie ein Comeback.) Je tiefer hinab, desto besser. Für eine Begutachtung des Stamms, der Äste, Blätter, Blüten und Triebe, geschweige denn des ganzen Waldes, bleibt angesichts dieses Grabens nach dem verborgenen Ursprünglichen (seiner selbst) kaum mehr Zeit und Raum. Populäre Darstellungen der Urknalltheorie

kontrapunktieren am untersten Ende mit der drohenden Endlösung von Menschenhand. Bücher über die Kultur der Hethiter, Sumerer, Kelten und anderer historischer Völker (wann, so fragt man sich unwillkürlich, kommen die Germanen wieder?) wurden gleichermaßen zu Bestsellern wie vor dem die von-Dänikenschen präastronatischen Kulturbringerthesen.

Selbst das immer noch als dunkel empfundene okzidentale Mittelalter gewann im Zuge der allgemeinen Geschichtsrenaissance an Attraktivität. Obwohl keine dreissig Generationen alt, lässt sich wie in der Frühneuzeit auch hier eine sogenannte traditionelle Gesellschaft ausmalen, denn von da an beginnt es nicht nur bunt, sondern allmählich auch konkret zu werden. Das weite Feld interpretatorischer Spekulation scheint empirisch eingeschränkt, und die unmittelbare Bedeutung dieser Epochen für die eigene Gegenwart ist evident. Hier sind endlich auch die *eigenen* Wurzeln mit Händen zu fassen; ihnen gilt fortan das ganze Interesse. Die grossen weltgeschichtlichen Abhandlungen, in deren Register kein Meier, Müller oder Huber auftaucht, werden hastig beiseite gelegt. An ihrer Stelle faszinieren die kleinen, überschaubaren Welten, das lokale Sein und Geschehen früherer Generationen und Zeiten. Da ist Geschichte zum Anfassen und Riechen. Da riecht und fasst man sich selbst. Entsprechend dem Drang nach Authentizitäten sind die bevorzugten historischen Schauplätze nicht mehr abstrakte Nationen, Parlamente oder Höfe, sondern Dörfer und Quartiere, Bauernhütten und Mietskasernen, Landstrassen und Gossen, Hinterhöfe und Wälder, Fabrikhallen und Äcker, Miststöcke und Kneipen. Und die Protagonisten des neuen Nostalgieszenarios sind beileibe nicht mehr nur gute, mürrische Kaiser, eiserne Minister, siegreiche Generale, erfinderische Geister und mächtige Bankiers, die das Reich einigen, Nationen vor dem Bankrott retten, Industrien aufbauen, Kriege gewinnen und verlieren und Paläste mit jenem Parkett bauen, auf dem sie mit ihren Gattinnen auf rauschenden Bällen tanzen, die Pläne schmieden und Intrigen spinnen.

Im Gegenteil! Das Interesse gilt neuerdings vielmehr dem Schicksal der bis anhin namenlosen kleinen Leute. Die Bauern und Arbeiter, Frauen und Kinder, ferner die Ketzler und Hexen, Vaganten und Huren, Dienstmädchen und Knechte usw., vor allem aber die eigenen Ururgrossmütter und -väter sind die neuen historischen (Anti-) Heldinnen und Helden. Ihre alltägliche Lebensbewältigung, ihre Leiden und Sorgen,

ihre Nöte und Freuden, fernab von den «grossen» Ereignissen der Zeit: das ist es, was heute gefragt ist. Offenbar lechzt das bedeutungslose Individuum von heute nach Zelebrierung seiner eigenen Vergangenheit. Geschichte ist eben auch die bequemere und bei weitem erfreulichere Art der Nabelschau als teure Psychoanalysen mit zweifelhaftem Ausgang. Wo eine Perspektive fehlt, die zu Grosse einladen mag, entdeckt man die Macht des Alltags mit seinen kleinen, fast unscheinbaren, repetitiven Gebärden. Die sogenannte Geschichte «von unten» oder die «Alltagsgeschichte» wurde dadurch über Nacht in die Hitlisten historischer Literatur katapultiert und droht gar die Cäsar- und Bismarck-Biographien zu verdrängen.

\*

Diese Nachfrage verweist nun aber direkt auf ein entsprechendes Angebot, und damit stellt sich die Frage nach dessen Herstellern.

Zunächst kann festgehalten werden, dass trotz neu eröffneter Historiker-Werkstätten die do-it-yourself-mässige Aneignung von Geschichte nicht entscheidend mehr im Schwange ist als früher. Sicher, es gibt sie noch, die Dorflehrer, die sich ein Leben lang nebenher der Geschichte ihres Ortes widmen und sie im verdienten Ruhestand zu Papier bringen, oder jene, die jahrelang in den Archiven sitzen und an Stammbäumen der eigenen Familie tüfteln. Der überwiegende Teil der Produktion von Geschichte, und das gilt auch für die heute besonders marktgängigen Bereiche der Geschichte «von unten» und der «Alltagsgeschichte», wird aber nach wie vor von einschlägig geschulten Leuten geliefert. Mangels entsprechender Erwerbsmöglichkeiten als Freischaffende handelt es sich vorwiegend um solche, die an höheren Bildungsinstituten Unterschlupf gefunden haben, dort das Lehrfach Geschichte betreuen und dafür vom Staat bezahlt werden. Wie ist es diesem akademischen Zirkel scheinbar urplötzlich gelungen, den Publikumsgeschmack so glatt zu treffen, nachdem frühere Versuche ziemlich kläglich gescheitert waren?

Die Formel von der gesellschaftlichen Einbettung der Wissenschaften greift hier zu kurz. Sicher, Wissenschaft wird immer mit den ihr gegenwärtig zur Verfügung stehenden Mitteln betrieben, und ihr Gegenstand ist nie ein beliebiger; Produzent wie Produkt sind immer auch Stiefkinder der sich wandelnden sozialen «Umwelt». Es hiesse aber die Eigendynamik der Geschichts- wie jeder anderer Wissenschaft krass unterschätzen, unterstellte man ihr entweder die Fähigkeit, sich problemlos nach irgendwelchen – und

seien es zeitgeistliche — Bedürfnissen zu richten, oder aber eine Objektivität, mit der beliebig umgesprungen werden kann. Zumindest im dominierenden akademisch-universitären Bereich ist vielmehr eine gewisse Trägheit zu beobachten, die wiederum weniger zu tun hat mit einem aktiven Streben nach Autonomie von Lehre und Forschung oder mit elfenbeintürender Ignoranz als mit einer starken Eingebundenheit in halbwegs abgehobene fachspezifische Forschungstraditionen oder -paradigmata. Diesen kann sich nicht entziehen, wer den Beruf des Historikers ausüben, und das heisst eben akademisch reüssieren will. Paradigmata unterstehen zwar einem Wandel, aber einem ausserordentlich langsamen; eigentliche Brüche sind selten und nie durchgehend. Die Gründe dafür, dass heute ein Angebot an Geschichte «von unten» oder der «kleinen Leute» usw. besteht, sind gerade deshalb auch in der spezifischen Entwicklung des Faches Geschichte selbst zu suchen.

\*

Diese Entwicklung kann verkürzt als stetiger, wenn auch oftmals sprunghafter Prozess der Aufnahme und Verarbeitung «fachfremder» Gesichtspunkte und damit verbunden älterer Fachtraditionen begriffen werden.

Die Ausgangslage im deutschsprachigen Raum — und um diesen geht es hier — in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren war wenig ermutigend. Die deutsche Historiographie wies damals gegenüber den Nachbarländern, aber auch gegenüber anderen Disziplinen der Geisteswissenschaften einen theoretischen wie methodischen Rückstand auf. Praktiziert wurde hauptsächlich eine politische Geschichtsschreibung traditionellsten Stils. Die starke verfassungs- und rechtsgeschichtliche Schlagseite dieser Ereignisgeschichte hatte sogar wegweisende Fachtraditionen des ausgehenden 19. Jahrhunderts beinahe vollständig verschüttet. Erst die studentische Aufbruchbewegung der sechziger Jahre macht Front gegen dieses einseitige Geschichtsbild einer bezeichnenderweise heil über die Runden des Dritten Reiches gekommenen Professoren-schaft. Sie denunzierte deren braune Vergangenheit und schwarze Gegenwart gleichermaßen wie das theoretisch-methodische Defizit und den konservativen Ideologietransport, der im Zeichen des Kalten Krieges unter dem Deckmantel der Wissenschaft betrieben wurde. Gefordert wurde eine emanzipatorische Geschichtswissenschaft mit einem geschärften Blick für die

eigentlichen Triebfedern jeglicher Geschichte. Dazu bedurfte es ausformulierter Konzeptionen und entsprechender Methoden, die zunächst im Rekurs auf die Klassiker der politischen Ökonomie und der Soziologie gesucht wurden. Vorab Karl Marx und Max Weber standen — wie andernorts ja auch — Paten, als die neue kritische Sozialgeschichte aus der Taufe gehoben wurde. Die folgenden Jahre waren auf deutschem Boden dominiert von einer Soziologisierung und politökonomischen Durchdringung der Geschichtswissenschaft. Anstelle der Kabinette und Parlamente wurden Schichten und Klassen, und natürlich auch die Bedeutung der Wirtschaft bzw. des Kapitals in der Geschichte neu entdeckt. Diese sogenannte kritische Geschichtswissenschaft fand, nicht zuletzt dank dem Ausbau der Universitäten im Zuge der Bildungsreformen, raschen Eingang in die akademischen Hochburgen und wurde somit salonfähig. Neben allgemeiner Geschichte, die nach wie vor hauptsächlich klassische politische war, wurde nun auch Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gelesen und praktiziert. Die Industrielle Revolution mit ihrer Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse interessierte fortan mehr als ein angeblich einsamer Entscheid Bismarcks. Mit einem üblichen Rückstand zu den Nachbarwissenschaften wurde in der Folge das theoretisch-methodische Rüstzeug verfeinert. Die meist hastige Rezeption fachfremden Wissens geriet vielerorts zum Leistungsausweis par excellence, führte entsprechend nicht selten zu schlechter Verdauung der vielen neuen Kost in Vorworten und Exkursen, welche wenig Bezug zu den empirischen Materialschlachten aufwiesen. In diesen «Schlachten» bediente man sich überdies rasch der sogenannten quantitativen Methode, ebenfalls eine Leihgabe der systematischen Nachbarwissenschaften. Mit ihr erschloss man bisher vernachlässigte serielle Quellenbestände und arbeitete empirisch breit abgestützte Strukturen unter der ereignisgeschichtlichen Oberfläche heraus. Die Ereignisgeschichte machte der Strukturgeschichte Platz, aus der politik- und geistesgeschichtlichen Historie wurde eine historische Sozialwissenschaft — zumindest in Umrissen erkennbar.

Zwar erwiesen sich die Historiker als ausgesprochen gelehrige und eifrige Schüler der systematischen Sozialwissenschaften, und ihr lange Zeit angeschlagenes Selbstbewusstsein stieg wenigstens innerhalb der Fakultäten merklich. Die über den Fachbereich hinausgehende Resonanz blieb aber aus. In ihrer unmittelbaren Gegenwartsbezogenheit liessen sich Soziologie, Politologie

und Ökonomie nun mal besser verkaufen in einer Zeit, wo die technokratische Lösbarkeit gesellschaftlicher Probleme noch glaubhaft schien. Gerade auch der progressive Teil der historischen Zunft fand sich schnell damit ab, über den eigenen kleinen Kreis hinaus kaum zur Kenntnis genommen zu werden. Er trug das seine dazu bei mit einer Sprache, in der immer weniger Platz für Erzählerisches blieb vor lauter entlehnten Fachausdrücken. Mit sprichwörtlicher deutscher Gründlichkeit referierte man Theorien und vollbrachte methodisch-empirische Kraftakte, die schliesslich in ein diversifiziertes Spezialistentum mündeten. In der Interpretation von «Standardabweichungen» oder «multipler Regressionen», der «Generierung von Variablen» usw. triumpierte bald einmal die Statistik über gängige Quellenlektüre und -kritik. Der Zeitpunkt schien absehbar, wo nur noch kleinste Fachzirkel überhaupt verstehen würden, wovon die Rede war.

Dennoch markierte die Etablierung der kritischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einen gewaltigen Sprung vorwärts in der Entwicklung der Gesamtdisziplin. Nicht nur kamen damit neue historische Subjekte wie etwa die Arbeiter und ihre Organisationen ins Blickfeld, es wurden auch bislang wenig oder gar nicht beachtete Zusammenhänge in Fallstudien aufgedeckt und analysiert. Eine sozialgeschichtliche Synthese rückte aber infolge der Aufsplitterung und Professionalisierung in Teilbereichen, wie etwa historische Demographie etc., wieder in weite Fernen.

\*

In die vor allem bei den jüngeren Historikern allmählich um sich greifende Katerstimmung ob der Einsicht in die Unmöglichkeit, auf mehreren Hochzeiten gleichzeitig tanzen zu können, schlug die verspätete Entdeckung der französischen Geschichtsschreibung in den siebziger Jahren wie eine Bombe ein. Übersetzungen einzelner Bücher wie «Montaillou» von Emmanuel Le Roy Ladurie, aber auch Werke eines Foucault, Ariès, Bourdieu, Meillassoux usw. sowie die breit angelegten historischen Regionalmonographien erhellten schlaglichtartig eine wissenschaftliche Szene, die nicht nur synthetische Würfe sozusagen am Fliessband produzierte, sondern damit auch noch bei einem breiteren Publikum ankam. Wer fortan etwas auf sich hielt und nicht auf Übersetzungen warten wollte, lernte Französisch und schielte mit einem Auge nach Paris. Bei den eigentlich historischen Werken handelte es sich interessanterweise vor-

wiegend um solche, die das Mittelalter und die Zeit vor 1800 thematisierten, also Epochen, die in der aktuellen deutschen Geschichtsforschung sowohl bedeutungs- wie entwicklungs-mässig hinter der neuesten Neuzeit klar zurückstanden. Das gilt, auch wenn sich in Deutschland selbst sozusagen eine Verlängerung des Interesses nach unten abzeichnete, d. h. die Industrielle Revolution selbst an Attraktivität einbüsste zugunsten ihrer Wurzeln in der Zeit vor 1800. Die Transformation der sogenannten traditionellen in die industrielle Gesellschaft mauserte sich zu einem zentralen Forschungsanliegen, das aber nicht zu erfüllen war ohne genauere Kenntnisse dessen, was man künftig die «traditionelle Gesellschaft» nennen sollte. Ihre Struktur und lange Zeit verneinte Dynamik galt es zu erforschen. Hier lag der Vorsprung der einschlägigen französischen Historiographie auf der Hand. Sie demonstrierte überdies, wie eine historische Sozialwissenschaft etwa aussehen könnte, indem sie die in Deutschland gängigen sozialgeschichtlichen Ansätze scheinbar mühelos mit kulturanthropologischen verknüpfte. Die Analyse gewann dadurch an Breite und Tiefe, ohne sich in Abstraktionen zu verlieren. Die historischen Subjekte, die Menschen, traten nicht mehr nur in Kategorien wie «Klasse» oder «Schicht» auf. Sie waren neu auch in die Dimension «Verwandtschaft», «materielle Kultur», «Mentalität», «Umwelt» etc. eingebettet, und das alles in einer Sprache, die eine Lektüre auch zum literarischen Genuss werden liess. Diese neue Sichtweise von Geschichte in all ihren Varianten servierte schliesslich auch das Fleisch, das gerade an den sozialgeschichtlichen Knochen deutscher Herkunft eher rar war.

\*

Die Ernüchterung ob der eigenen Nüchternheit hatte bei einem Teil vor allem der jüngeren Sozial- und Wirtschaftshistorikerzunft sowie besonders stark in studentischen Kreisen den Ruf nach einer wissenschaftlichen Umorientierung des Faches zur Folge. Das neue Stichwort hiess und heisst immer noch *Anthropologie*. Es fehlt denn auch weder an ernsthaften Auseinandersetzungen mit dieser ausserordentlich heiklen Disziplin, die im kolonial weniger belasteten Deutschland nie besondere Blüten getrieben hat, noch an behutsamen Versuchen einer Adaption auf historische Kontexte in Mitteleuropa. Was beispielsweise die Methode der «dichten Beschreibung» («thick description») taugt, wie sie schon vor Jahren Clifford Geertz vorgeschlagen hat und neuerdings auch von Hi-

storikern propagiert wird, muss sich weisen. Sie wie andere Ansätze auch im voraus wegen Historismus-Verdacht abzulehnen und zu verketzern, ist jedenfalls eine zu billige Lösung.

Daneben zeichnen sich nun allerdings zwei Trends ab, die nicht nur einen hemdsärmlichen Umgang mit Anthropologie pflegen, sondern dieses Fach darüber hinaus eher in Form der älteren deutschen Volkskunde kolportieren, mit dem Resultat einer Neuaufgabe unausgelegener Heimatkunde.

Im einen und bei weitem harmloseren Fall handelt es sich um eine anthropologisierende Kolorierung von im Grunde klassisch sozialhistorischen Wort- und Zahlengemälden. Im additiven Verfahren werden in den «eigentlichen» Stoff noch einige eher anekdotenhafte Ausführungen zu den damaligen Lebensformen oder zum Alltag eingewoben, vielleicht zum Abschluss auch einfach beigefügt. Meist leert man zu diesem Zweck jene unter «Kurios» rubrizierten Abteilungen der Zettelkästen, die man anfänglich nicht verwenden zu können glaubte. Die raffiniertere Variante solchen Tuns besteht darin, Titel und Kapitelüberschriften auf Anthropologie bzw. auf das, was gerade unter Anthropologie verstanden wird, zu trimmen. Dafür genügen nicht zu Ende geführte bedeutungsschwangere Sätze oder Personifizierungen sozialer oder ökonomischer Sachverhalte, möglichst zu Stabreimen gedreht.

Bedenklicher als solchermassen geschminkte Sozialgeschichte ist ein zweiter Trend, der ebenfalls unter der wehenden Fahne Anthropologie zu segeln vorgibt. Viele, vor allem jüngere Historiker begegnen den dornenreichen theoretisch-methodischen Bemühungen der in den sechziger Jahren erkämpften kritischen Sozialgeschichte zunehmend verständnisloser. Sie haben die entsprechenden Diskurse satt und wollen schnurstracks in medias res. Jegliche Abstraktionen schlagen ihnen auf den sensiblen Magen, der heutzutage eifertig gegen den Kopf ausgespielt wird, wenn nicht gar dessen Platz einnimmt. Sie suchen bei theoretisch und methodisch bis zur Unkenntlichkeit abgespeckten Anthropologieversatzstücken eine angeblich grüne Zuflucht und reiten dumpfe Attacken gegen die kopflastig-systematischen Sozialwissenschaften (mindestens gegen deren kritisches Potential). In der Praxis bedienen sie sich zwar durchaus einzelner Methoden und Resultate der modernen kritischen Schule, schliessen diese aber frühzeitig kurz.

Mit untergründigem Verweis auf schwammige anthropologische Universalien und Konstanten einerseits, kulturellrelati-

vistische Gemeinplätze andererseits wird das mit den Mitteln der Sozialgeschichte minutiös, aber unreflektiert ausgebreitete Faktenmaterial gegenüber kritisch-interpretatorischen Zugriffen immunisiert, dafür reich bebildert. Das geht etwa folgendermassen vor sich: Zunächst zieht man sämtliche sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Register. Man spricht von Hunger, Pest, Arbeiterelend, Landarmut, Kindersterblichkeit usw. Dass die gute alte Zeit keine heile war, verhehlt dieser Typus Geschichtsschreibung keineswegs, aber das erwartet heute ja auch niemand mehr, im Gegenteil! Schonungslose Aufdeckung ist gefragt, Authentizität, Plastizität, und dazu gehört Weisses wie Schwarzes. Nur: Im lokalen Milieu, dem sich diese neue Geschichtsschreibung bezeichnenderweise mit Vorliebe zuwendet, büssen historische Zumutungen an Brisanz ein, Elend gerät zur malerischen Kulisse wie in Albert Anker-Bildern, und selbst die Fratze der Unterdrückung nimmt menschliche Züge an. Ein umfassendes Verständnis für die vergangene Welt und ihre Akteure greift Platz, so sehr nimmt man retrospektiv Anteil, versetzt sich hinein. Anstelle kritischer Geschichtsbetrachtung tritt neohistoristische Einfühlung in Zeiten und Menschen, verbleibende Anflüge moralischer Urteile werden fatalistisch unterlaufen und im Keim neutralisiert, nach dem Motto: Es war, wie es war, Punkt. Mit naiver Deskription, fragwürdigen volkskundlichen Ausschmückungen und teuren Bildtafeln wird geglättet, was noch nicht ist. Resultat ist eine «runde Sache», die zwar nicht alle gleich befriedigt, dafür aber auch nicht aufrüttelt. Die besondere Faszination macht vielleicht gerade aus, dass das Leben damals so hart und erbarmungslos, dass das Schicksal des einzelnen von Geburt an besiegelt war. Diese Ohnmacht von gestern – so scheint es – ist dazu angetan, die Zweifel von heute ein Stück weit unter den Teppich zu kehren. Da gab es zwar kaum ein Entrinnen, doch – und das ist der springende Punkt – immerhin ein (wenn auch noch so ohnmächtiges) Überleben in festgefühten Bahnen. Mochte es den Vorfahren auch dreckig gehen, sie wussten wenigstens noch, wo sie hingehörten, woran sie sich orientieren konnten. Sie atmeten überdies noch frische Luft, liefen noch durch gesunde Wälder, ihre Seelen war noch intakt, und ihr Leben hatte (noch?) Sinn. Die Unsicherheit, ob dies alles tatsächlich so war, hindert nicht daran, die Vergangenheit, hier als Gegenbild zur Gegenwart, darum zu beneiden. Sie gerät so zum geduldigen Hintergrund für beliebige Projektionen des jetzigen wie des

besseren Lebens. Doch: was heute nicht ist, kann für unwiederbringlich abhanden gekommen, was ist, kann für naturgesetzlich gegeben gehalten werden. Die versperrte Aussicht verwandelt sich mittels solcher Geschichte in wehmütige Retrospektive, und die abgründigen Realitäten von heute finden an denen von gestern erst noch ein Unterpfeiler. Indem diese Geschichtsschreibung das Ungeheuerliche banalisiert und das Ohnmächtige heroisiert, gleitet sie unversehens ab in die Nähe historischer Blut- und Boden-Heimatkunde, wo ein krudes «ideologisches Recycling» (Köhler) möglich wird. Wen wundert's, wenn da – ungewollt – auch bedenklich bräunliche Suppenreste wieder aufgeköchelt werden, wie überhaupt jedwelche Traditionen und Mythen fröhliche Urständ feiern. Nur eine Tradition, die sich schon immer schlecht behaupten konnte, scheint davon ausgenommen: diejenige der Kritik und des kritischen Bewusstseins. Sie stört die naiv-raffinierten Geschichtsmuthenbildungen jüngsten Datums und das zusehends ungebrochene Verhältnis zu jeglicher Vergangenheit bloss und wird deswegen wenn nicht diskreditiert, so doch suspendiert.

\*

Selbst Politiker haben erkannt, dass Traditionen ein probates Vehikel darstellen, die Massen mit der zeitgenössischen Ratlosigkeit auszusöhnen und auf ihre reaktionäre Politik einzuschwören. Obschon zum Debakel geraten – hier wurde der Traditionsbogen wohl überspannt –, gehört eben auch der Händedruck von Bitburg in dieses Kapitel der Inszenierung von Tradition. Immerhin darf sich neuerdings ja die Bundeswehr – man ist versucht zu sagen: endlich – auf die Tradition der Reichswehr berufen. Das ist zweifellos berechtigt...Dieser Bezug wäre auch durchaus zu begrüssen, wenn er zum Anlass der Selbstreflexion genommen würde und nicht einer ungebrochenen Verherrlichung deutschen Soldatentums den bis anhin mit moralischen Blöcken versperrten Weg ebnete. Dieses Beispiel mag dafür stehen, wie einfach man es sich heute mit der Vergangenheit zu machen gedenkt. Nebenbei bemerkt: Wen stört es denn noch, dass allabendlich zum Sendeschluss der Fernsehanstalten die Nationalhymne ertönt, im Bild die im Westwind wehende Fahne.

Nach einer Phase der kollektiven Verdrängung und Ansätzen der Bewältigung wird nun im grossen Massstab gehuldigt, euphemisiert und rehabilitiert. Mit dieser Tendenz der Generalabsolutionserteilung und des unbelasteten Übergangs zur so-

nannten Tagesordnung verträgt sich (Selbst-)Kritik nur mehr schwer. Entsprechend gereizt reagiert man, wenn notorische Nestbeschmutzer auf hartnäckige dunkle Flecken auf der im Schnellgang weissgewaschenen Volksweste hinweisen. Wo man die «Entsorgung der Vergangenheit» betreibt, wird schon die Erörterung von «Müll» zum Müll selbst erklärt, den es schleunigst zu beseitigen gilt.

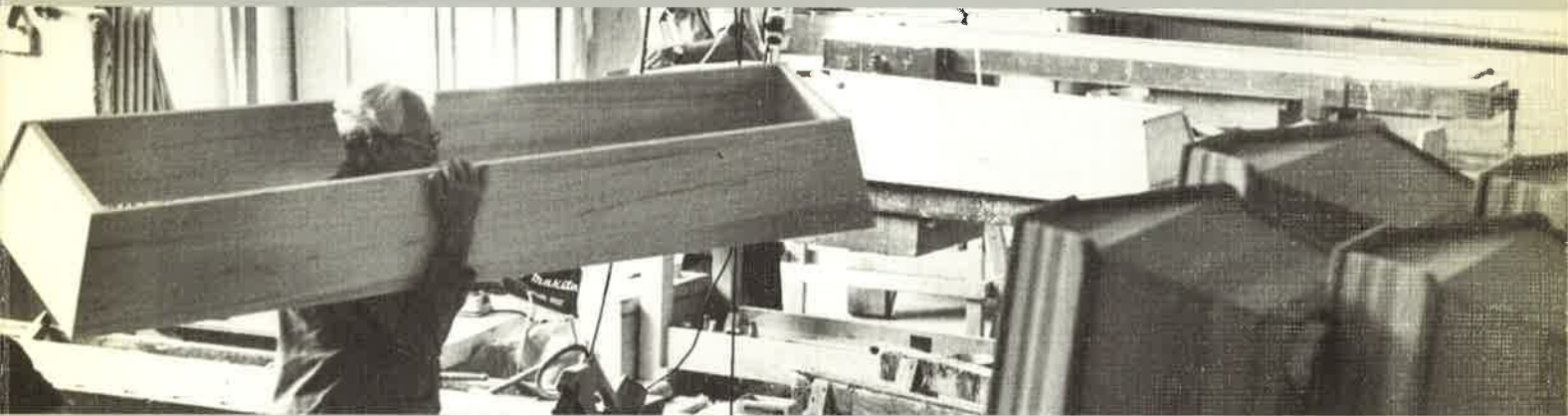
Nun sind solche unheimlichen zeitgenössischen Entwicklungen natürlich nicht den Historikern der neuen Klio in die Schuhe zu schieben. Nur: Vorderhand tun diese herzlich wenig dagegen, können und wollen vielleicht auch gar nicht. Bei ihrer fast ungestümen «unaufhaltsamen Annäherung an das Einzelne» (Gert Zang) haben sie sich sicherlich zu stark der theoretisch-methodischen Fundierungen sowie einer kritischen Selbsteinschätzung ihres Tuns entledigt. Entsprechend schlecht gewappnet ist diese Historie gegen Vereinnahmungen von dritter Seite. Das wiederum ist aber kein hinreichender Grund, gegen jüngere Mitglieder der Zunft wie im übrigen auch gegen die Anliegen und theoretischen Ansätze der Frauengeschichte in schier gehässiger Manier vom Leder zu ziehen, wie dies vereinzelt arrivierte Sozialhistoriker vom eroberten Katheder aus praktizieren. Noch weniger Grund besteht, in diesen neuen Strömungen allen Ernstes eine «Gefahr für den okzidentalischen Rationalismus» schlechthin zu sehen.

Die Wahrheit mit Löffeln gefressen zu haben, gibt vor, wer selbst zutiefst verunsichert ist, und schliesslich zeigt gerade die Geschichte des Faches selbst, dass Paradigmata letztlich auch dazu da sein sollten, permanent überdacht zu werden. Das gilt für die Alltagsgeschichte wie auch für die kritische Sozialgeschichte oder historische Sozialwissenschaft gleichermaßen. Gerade jene sich einstmals so kritisch gebärdenden Geister, die in liberaleren Zeiten den Sprung nach oben noch geschafft haben, müssten dies wissen. Anstatt an Historikertagungen ebenso nostalgisch wie als späte Rache an ihren konservativen Vorgängern die Paten und Väter der kritischen Schule zu feiern, stünde es ihnen wohlher an, den wissenschaftlichen und politischen Dialog mit neuen, vorderhand noch randständigen, dafür umso populäreren Fachströmungen zu suchen. Darin läge nicht nur eine Chance, der allseits angestrebten historischen Synthese einen Schritt weit näher zu kommen, sondern auch – und momentan eher dringender – das kritische Potential der Geschichtswissenschaft über wer weiss wie viele und lange Runden hinüberzuretten.

# DER ALLTAG

Sensationsblatt des Gewöhnlichen

**Schwerpunkt: Tod**



**Modelfotograf und Denker: Erwin Blumenfeld**

**«Tagediebe»: ein Film räumt auf mit 20 Jahren**

**Sucht nach Alltagsgeschichte: ein Essay**

**Kino Elite, Solothurn: die letzte Vorstellung**

**Das Ende bei 800° C.**

**Liebe und Tod: die Sehnsucht der Marguerite Duras**

**Der zweite Tod der Grace Kelly**

**«Vielleicht sehen wir uns mal wieder...»**